


Nr. 83. Bromberg, den 30. April 1927.

# Die Tunnelbauer.

Roman von Otto Hoecker.



(16. Fortsetzung. 

Vierzehntes Kapitel.

Als Floyd, von „Doc Trumphours" Zahlschalter kommend, unschlüssig die Straße hinausschlenderte, überholte ihn der Dynamiter und schob freundschaftlich die Hand unter seinen Arm.

„Wir trinken eins zusammen, Jüngster", raunte er.

Damit wollte er ohne weiteres Floyd in die nächste Wirtschaft ziehen. Als er aber dessen Widerstreben gewahr wurde, schaute er ihn stutzig von der Seite an und lachte kurz auf.

„Puh, machst du ein essigsaures Gesicht! Ist dir etwas über die Leber gelaufen, Pard?" Dann, als man aus dem Tanzsaal vor ihnen das Scharren und Stampfen tanzender Paare hörte, nickte er vielsagend. „Hat dich das Frauenzimmer wieder einmal aufsitzen lassen? . . . Wer weiß, von wem die sich jetzt herumschwenken läßt! Sei doch vernünftig, Floyd — du bist ja nur ein großes Kind! Mir sollte so ein Frauenzimmer mit seinen Launen das Herz nicht schwer machen, ich wollte es kuranzen — wenn es überhaupt möglich wäre, denn ich habe allen Respekt vor den Weibern, lieber setze ich mich auf ein geladenes Sprengloch und züge die Fuse an, als daß ich mit so einer scheinheiligen Kreatur Süßholz rasple!"

Nur widerstrebend ließ sich Floyd von seinem alten Lehrmeister in die mit einer Tanzhalle verbundene Wirtschaft nötigen. Mit unverhülltem Widerwillen nippte er an dem ihm eingeschenkten Glase Whisky.

„Was ein richtiger Mann ist, der muß auch einen Schnaps vertragen können", zog ihn gutmütig der Dynamiter auf, der sein Gebahren wohl bemerkt hatte. „Nimm eine Zigarre, wenn dir der Fusel nicht mundet. Weiß der Daus, ich wollte, ich könnte den Suff auch lassen. Man spürt es doch in den Knochen. Aber wen der Teufel erst einmal beim Genick hat — Well", lachte er und goß den Inhalt des drei Finger hoch gefüllten Glases auf einen Zug hinunter, „ich bin noch immer keiner von den Schlimmsten. Aber nimm den Goliath, der kennt kein Maß — jeden Zahltag ist er zuletzt todsicher hin."

Floyd zuckte uninteressiert mit den Achseln.

Das Trinkzelt war überfüllt. In langen Reihen standen die Männer vor der Bar oder schoben sich in endlosem Zuge durch den langgestreckten Raum. Unausgesetztes Fußscharren, Gläserklirren und Pfropfenknallen, dazwischen hinein zuweilen draußen ein krachender Donnerschlag. Schwatzen und Lachen, in dem das einförmige Klappern der beinernen Würfel verloren ging, nicht minder auch die von der Spielerleidenschaft diktierten kurzen Ausrufe und Verwünschungen. Es war ein chaotisches Durcheinander.

Bald gesellte sich Jerry, der Kleinbohrerboß, zum Dynamiter und dessen früherem Gehilfen.

„Eingeschenkt!" befahl er dem Schankkellner. „Natürlich ein großes Glas — bei so einer Hitze! Ah!" pustete er. „Das Wetter ist verrückt geworden. Draußen noch Schnee und Eis und dabei haben wir das schönste Gewitter, und in wenigen Stunden ist es schwül geworden wie im Sommer!"

Stöhnend trank er sein Glas aus und wischte sich den Schweiß von der Stirn.

„Wißt Ihr schon das Neueste?" wandte er sich dann, statt einer Begrüßung, an den Dynamiter und Floyd. „Wilsons Kate Lou läßt sich drüben beim Bully von ihrem neuen Schatz, dem Goliath, wie toll herumschwenken."

„Unmöglich!" stammelte Floyd, dessen Augen groß geworden waren. „Sie muß verreist sein — ich suchte sie den ganzen Abend vergeblich."

Mißbilligend schaute ihn der Kleinbohrerboß an. „Sehe ich aus wie ein Lügner?" fragte er kurz. „Ich habe sie mit eigenen Augen tanzen, trinken und schmausen sehen. — Das ist so, Floyd, und wenn du noch so große Augen machst. Wie die Leute sagen, sollen sie demnächst Hochzeit machen. Was hast du nur?" fuhr er den Dynamiter an, der ihm wiederholt heimliche Rippenstöße versetzt hatte. „Wie stellt Ihr beide Euch überhaupt an, kann man nicht einmal ein harmloses Wort sagen?"

Dann unterbrach sich der Schwatzlustige plötzlich und starrte Floyd betroffen an. Der hatte ihn, als wollte er auf ihn einschlagen, vorn beim Wams gepackt.

„Jerry, wenn ich nicht wüßte, daß du ein ehrlicher Kerl und mein Freund bist, der mir wissentlich nicht weh tun will, so sagte ich dir einen Lügner und Verleumder ins Gesicht!" brachte Floyd mühsam hervor.

Er wollte schon mehr hinzufügen, doch der in ihm lebendig gewordene Grimm erstickte seine Stimme.

„Nur ruhig Blut", mahnte der Dynamiter, als sein zuerst ganz verdutzt stehender Kollege nun heftig aufbegehren wollte. „Das Mädchen ist Floyds Schatz — oder war es wenigstens, und er sucht es schon seit zwei Zahltagen umsonst — sie weicht ihm geflissentlich aus — nun wissen wir ja, warum."

Jerry schaute betroffen drein. „Oh, das tut mir leid!" meinte er mitleidig.

„Wo sind die beiden?" raunte Floyd, in dessen Augen es unheimlich aufblitzte. „Sage es mir, Jerry — aber mach schnell!"

Der Gefragte suchte ihn beim Arme zurückzuhalten.

„Du wirst doch keine Dummheiten machen und dem Mädel nachlaufen! Sei so gut, Floyd, sie ist es nicht wert —"

„Wo sind die beiden?" klang es ungebärdig zurück. „Sagtest du nicht eben, du hättest sie in Bullys Zelt tanzen sehen?"

„Na ja, aber die Frage ist, ob sie jetzt noch dort sind. — Aber so bleib doch, Menschenkind!" rief er hinter dem mit Riesenschritten Davoneilenden her.

Aber Floyd hörte nicht mehr. So voll das Lokal auch besetzt war, jeder machte ihm bereitwillig Raum, sobald er einen Blick in sein gedunkeltes, wutverzerrtes Gesicht geworfen hatte.

„Oho, der plant nichts Gutes!" — „Wer dem unter die Finger gerät, mag sich gratulieren!" — „Dem Goliath gilt's! Der tanzt doch mit seinem Mädchen!" — „Der Kate Lou? . . . Ein Jammer ist es, daß zwei ehrliche Kerls sich um so eine in die Haare fahren!" — „Ihm nach, da gibt's Abwechselung!"

In heller Erregung schwirrten die Reden durcheinander, in Scharen zogen die Männer dem aus dem Schankzelt Stürzenden nach, ohne daß er von dem mit jeder neuen Sekunde wachsenden Geleit Notiz genommen hätte.

„Wir müssen ihm nach — und ein Unglück verhüten!“ stammelte nun auch der frühere Dynamiter. „Potz Wetter, wenn die beiden aneinandergeraten, können wir was erleben!“

„Am besten ist es, sie machen es aus!“ antwortete Jerry gleichmütig. „Wetten wir, daß der Goliath Prügel kriegt?“

Aber der Dynamiter antwortete ihn nicht; in ersichtlicher Herzensangst suchte er sich einen Weg durch die Menge zu bahnen und Floyd einzuholen, bevor dieser das Bullysche Lokal betreten konnte. Aber die Hunderte, die in gleicher Richtung liefen, ließen sich ihr Wegrecht nicht schmälern, und als der kleine Mann endlich in das grell erleuchtete Tanzzelt eintrat, fand er dessen Gäste schon in hellem Aufruhr.

Vom Eingang aus hatte Floyd den verhaßten Nebenbuhler und Kate Lou nebeneinander an der Bar stehen sehen. Sie selbst konnten sein Herankommen nicht bemerken, da sie ihm den Rücken zuwandten. Dick Foxey mit krakeelsüchtig schief auf dem Kopf sitzenden Schlapphut, das schöne Gesicht gedunkelt von toller Liebesleidenschaft und in den Augen einen unnatürlichen Glanz.

Bei Floyds Erscheinen wurde es plötzlich still im Zelt. Sie kannten ihn alle und hatten sich über sein langes Ausbleiben gewundert, aber inzwischen willig Dick Foxey Bescheid getan, der prahlerisch laut seine Verlobung mit Kate Lou verkündigt und ihr zu Ehren eine Runde um die andere ausgegeben hatte.

Das plötzliche Abflauen der das Zelt erfüllenden vielfachen Geräusche ließ Kate Lou den Kopf wenden. Gleich einem Schlage ging beim Anblick Floyds der Schrecken durch ihre Glieder. Sie zitterte so heftig, daß sie sich an Goliaths Arm klammern mußte, um nicht niederzusinken.

Als nun auch Dick Foxey den mit farblosen Mienen und düster glühenden Blicken auf ihn heranstürmenden Floyd gewahrte, funkelte es tückisch in seinen verkniffenen Augen auf. Er stellte sich herausfordernd in Positur. Dann warf er prahlerisch eine Banknote auf den Schanktisch.

„Hurra, heute ist Verlobung — eingeschenkt für alle,“ befahl er dem Wirt. „Aber kein Bier oder Sodawasser, sondern einen herzhaften Trunk — auch für den Milchbart da!“ Geringschätzig zeigte er auf Floyd, der sich inzwischen mit rücksichtslosen Ellbogenstößen einen Weg bis zu ihm gebahnt hatte. „Hier ist kein Kindergarten — und wer keinen Mannestrunk vertragen kann, soll sich in Windeln einwickeln und den Lutschbeutel ins Maul stecken lassen. — Na, wird's bald.“ bedeutete er dem Schankwirt grob.

Im Zelt war es atemlos still geworden. Aller Blicke brannten auf den beiden Widersachern.

Zunächst nahm Floyd keinerlei Notiz von Goliath. Mit geballten Fäusten war er vor die heftig zitternde Kate Lou hingetreten. Schuldbewußt konnte sie seinen drohenden Blick nicht aushalten, sondern sah zu Boden.

„Floyd . . . . ums Himmels willen — laß dir erklären — ich — —“

„Komm' mit!“ sagte er herrisch und faßte sie am Arm. „Was wir beide miteinander zu reden haben, geht keinen Fremden was an!“

„Hand weg!“ kreischte Goliath, dem die Zornesader auf der Stirn anschwoll. „Laß das Mädchen los, Junge — oder —“

„Keiner braucht zu hören, was Liebesleute sich zu sagen haben — am wenigsten ein ehrloser Wicht, der wie ein diebischer Fuchs hinter eines andern Mannes Schatz herumstreicht!“ Die in ihm kochende Wut machte Floyds Stimme tonlos.

„Soll ich dir das Maul stopfen?“ schrie ihn Goliath an, indem er bedrohlich die Fäuste wirbeln ließ. „Das Mädchen ist meine Braut —“

„Meine Braut ist sie, du Lump!“

„Lump und Lügner du selbst!“ keuchte Dick Foxey und hob die Rechte wie zum Hiebe, ohne sie aber niedersausen zu lassen. „Hier steht Jack Wilson und das Mädchen selbst — fragt sie beide!“

„Schmeißt doch den Störenfried hinaus,“ meckerte Wilson, der sich wohlweislich hinter Goliaths breitem Rücken, wo er sich sicher fühlte, postiert hatte. „Natürlich ist meine Tochter deine Braut, Dick — der Mensch hat das Mädchen doch nicht in Erbpacht genommen!“

Einige lachten; aber die Mehrzahl verharrte in atemlosem Schweigen. Sie wußten sämtlich, daß dieser Streit nicht durch Worte entschieden werden könnte.

Der Dynamiter und Jerry hatten sich durch die Menge geschoben. Nun faßten sie wie auf Verabredung Floyd an den Armen.

„So sei doch vernünftig — gib Frieden — das Mädchen ist nicht wert, daß sich ein ehrlicher Kerl ihretwegen —“

Aber er schüttelte sie mit kurzem Armruck von sich ab, als ob sie ihn mit Kinderhänden gehalten hätten.

„Ist es wahr, was der Mensch sagt?“ wandte er sich tonlos an Kate Lou. „Du hast dich an ihn weggeworfen? — Als meine verlobte Braut bist du mit ihm einig geworden?“

„Gib dem Kerl keine Antwort!“ kreischte Jack Wilson hinter Goliaths Rücken. „In drei Tagen ist Hochzeit — und dann geht es mitten hinein ins Glück! Hähä!“

Aber Floyd bedurfte keiner Antwort mehr. Er hatte in ihren Blicken gelesen und wußte, daß sie schnöde mit ihm gespielt und ihn verraten hatte.

Diese ungeheuerliche Erkenntnis machte seine Stimme wirbeln. Eine volle Minute stand er regungslos und wie durch einen blutroten Nebel sah er mit an, wie der Dynamiter und Jerry das Mädchen beiseite schoben, wie der Wirt hinter der Bar händeringend hervorkam und zum Frieden mahnte. Zehn, zwanzig Männer sprachen von verschiedenen Seiten auf ihn ein, er hörte kein Wort; er wußte nicht einmal um ihr Tun. Unverwandt hielt er den Blick auf Dick Foxey gerichtet, um den sich gleichfalls eine überredende und zum Frieden mahnende Menge drängte.

Von draußen her dröhnte der Donner in die lastende Stille herein. Hin und wieder blitzte es so grell, daß dagegen selbst die vielen elektrischen Lampen verblassen mußten. Zuweilen war es auch, als ob Geisterhände das leichte Zeltgebäude packten und es bis in seine Grundfesten erschütterten. Das geschah immer, wenn in das Donnerbrüllen sich ein orgeltöniges Brausen und Sausen mengte. Dann blähte sich das Planendach über der Tanzhalle ballonartig und ein starker Wind durchzog den Saal.

In Dick Foxeys Mienen ging eine unheimliche Wandlung vor. Tierische Wildheit prägte sich jetzt in ihnen aus. Fingerdick waren auf seiner Stirn die Adern hervorgetreten, und feurige Lohe sprühte aus seinen haßtrunkenen Blicken. Er hatte ein volles Branntweinglas ergriffen und schien dessen Inhalt seinem Gegner ins Gesicht schütten zu wollen. Dann schwang er es unter wildem Auflachen.

„Hallo, Jungens!“ wandte er sich an die Menge. „Angestoßen und ausgetrunken auf das Wohl meiner wilden, süßen Kate Lou, deren Liebe noch heißer und berauschender ist als der Whisky hier!“

Ein lallender Schrei kam über Floyds Lippen. Hingerissen vom Jähzorn warf er sich auf den Lästerer. Der aber führte auch schon den ersten Streich nach seinem Kopf.

Unter dumpfen Bestürzungslauten wich die Menge zurück. Keiner wagte sich mehr einzumischen.

In der gleichen Sekunde schlug Floyd zu und traf. Ein wilder Jubel begann ihn zu erfüllen. Wieder schlug er zu und traf den vergeblich mit beiden Armen das Gesicht schützenden Goliath aufs Kinn.

In atemloser Spannung verfolgte die Menge den Kampf, Minuten lang wichen und wankten die beiden Riesen nicht, teilten Hieb um Hieb aus und empfingen solche, ohne mit einer Miene zu zucken. Wollust schien ihnen der Schmerz in dem Bewußtsein zu bereiten, daß auf der Haut des Gegners die Hiebe nicht minder schmerzhaft brannten.

Da spürte Floyd plötzlich einen vor seinen Augen Feuerräder auslösenden Hieb gegen die untere Kinnbacke. Zugleich hatte er die Empfindung, zu Boden zu fallen. Aber mit gewaltiger Willenskraft schnellte er wieder in die Höhe. Noch im Hochspringen begriffen, wich er behende einem gewichtigen Hiebe seines Gegners aus und im nächsten Moment faßte er ihn um die Hüften.

Von irgend woher hörte er sich beim Namen rufen. Wie sein Blick über die Köpfe der Zuschauer schweifte, gewahrte er durch den dicken Nebel Kate Lou, wie sie in großer Gemütsbewegung ihm zuwinkte. Aber gleichgültig glitt sein Blick von ihr ab. Sie war ihm in diesem Moment nur ein farbloser Schemen.

(Fortsetzung folgt.)

---

## Wumpes schlechtes Gewissen.

Wumpe reist nach Italien. Kommt abends nach Pisa. Setzt sich ins Hotel und trinkt einen Whisky. Dann noch einen Whisky. Dann noch einen. Und so weiter.

Dann erhebt er sich, um sich Pisa bei Nacht anzugucken.

In der Nähe eines Turmes wird ihm so merkwürdig schwindlig.

Er lehnt sich erschöpft an den Turm.

Am anderen Tage geht er nüchtern, wenn auch mit etwas schwerem Kopf, abermals aus, um sich Pisa anzugucken.

Dabei kommt er an den schiefen Turm.

„Donnerwetter“, denkt Wumpe, „da habe ich mich aber gestern kräftig dagegen gelehnt. Hoffentlich hat es keiner gesehen. Sonst muß ich ihn schließlich noch auf meine Kosten wieder geraderichten lassen . . .“

Wumpe hielt sich keine Viertelstunde länger in Pisa auf.

Kurt Miethke.

# Walpurgisnacht.

Von Dr. L. Hartmann.

Die heilige Walpurgis und ihre beiden Brüder gehörten einst zu den „Aposteln der Deutschen". In der zweiten Hälfte des 8. Jahrhunderts, kurz vor dem Siegeszuge Karls des Großen, predigten sie den Mainfranken das Christentum. Walpurgis wurde nach ihrem Tode heilig gesprochen und später als Beschützerin gegen Zauberei verehrt. In vielen Kalendern erhielt der 1. Mai ihren Namen. Daher wurde auch die Nacht vom 30. April auf den 1. Mai nach ihr benannt.

Dem Monat Mai galt schon immer die Sehnsucht der Menschen. „Der Winter ist vergangen, ich seh' des Maien Schein", jubelt ein altes deutsches Volkslied.

Die allzeit rege Phantasie des Volkes hat sich stets gern mit der Ankunft des Mai beschäftigt. Schon in der heidnischen Zeit feierte man Walpurgis auf den Bergeshöhen als die Vermählung des Gottvaters Wodan mit Freya, der Göttin der Fruchtbarkeit. Dann verschwanden die Heidengötter in der Finsternis, und der heidnische Spuk wurde zum höllischen Spektakel: Der oberste der Teufel versammelte die Hexenschar um Mitternacht an der alten Opferstätte. Von allen Seiten kam der wilde Schwarm der Hexen auf Besen und Ofengabeln herbei geritten und tobte in rasendem Tanz um das große Feuer. Herr Urian saß auf seinem Thron und beratschlagte mit seinen Getreuen, wie man der abtrünnigen Menschheit schaden könne. In Völlerei und Sinnenrausch endigte dieser Hexensabbath.

Die abergläubische Furcht des Bauern erblickte in jedem Mißgeschick, das ihm um diese Zeit widerfuhr, eine Untat der Hexen. Um sich vor ihnen zu schützen, versah man Tür und Fenster mit dem Zeichen des Kreuzes und stellte den Besen oder Drudenfuß vor die Schwelle des Hauses. Oft versteckte man auch Besen und Ofengabel, um die einheimischen Hexen am Ausreiten zu hindern. Besen und Hexenstrauß, vor das Fenster der Dorfschönen gehängt, sollten diese öffentlich als Hexe brandmarken. Bis vor kurzem trieben in der Goldenen Aue am Kyffhäuser die Burschen auf solche Weise mit den schnippischen Mädchen ihren Schabernack. Manche schuldbewußte Maid soll damals in der ganzen Walpurgisnacht aus Angst vor dem Schimpf kein Auge zugedrückt haben.

Eine Reihe abergläubischer Gebräuche knüpfte sich an den Hexenglauben. In der Neuzeit wurden viele von ihnen zu Volksbelustigungen. So das Schießen und Peitschenknallen und das Abbrennen von Strohwischen, wodurch die jungen Burschen die Unholde verscheuchen wollen. Kurz vor Walpurgis zog man in manchen Dörfern mit klingendem Spiel und fliegenden Bändern in den grünen Wald und holte die heilkräftigen Wunderpflänzchen, damit man nicht in der Hexennacht Schaden erleiden konnte; in der Gegend von Nordhausen am Harz suchte man die Blätter der Betonie, die einen lösenden Tee geben; am Kyffhäuser erquickte man sich am Ramselkraut; im Weimarischen wurde das Gottesbärtlein gesammelt, das die Wiederkäuer vor Kolik bewahrt.

Verschwunden sind die abergläubischen Gebräuche, die dem Menschen höllische Kräfte verleihen sollten: die unsichtbar machende Hexenspeise, zusammengesotten aus Schnecken, Pferdefleisch und Kinderherzen; ferner die berühmte Hexensalbe aus Mohn, Nachtschatten und Schierling. Der Hexenspruch sollte die Kraft haben, Mensch und Tier zu heilen oder zu lähmen.

Fast alle deutschen Gebirge haben ihren Hexenberg. Seit dem 16. Jahrhundert gilt jedoch der Brocken im Harz als Hauptversammlungsort der deutschen Hexen. Adalbert von Chamisso besingt den „langen Herrn Philister", auf dem „der Kuckuck und sein Küster herumtanzen". Vor allem ist seit Goethes „Faust" der Brocken in aller Welt als Tummelplatz der Walpurgisnacht bekannt geworden. Übrigens haben heidnische Feste sicher weder auf dem Brocken noch auf dem Hexentanzplatz stattgefunden, da der Harz erst um das Jahr 1000 von Menschen besiedelt wurde. — Andere bekannte Hexenberge sind der Fichtelberg an der Wasserscheide von Rhein, Donau und Elbe, ferner der Hörselberg am Thüringer Wald, darinnen einst die heidnische Frau Venus gewohnt haben soll.

# Die weißen Nächte.

Eine sibirische Erinnerung von Joseph M. Velter.

„O Sibirien, du eiskalte Zone" beginnt ein sentimentales Volkslied, und wenn der Europäer von Sibirien hört, stellt er sich unwillkürlich eine ewige Eis- und Schneewüste vor. Wie ganz anders ist doch die Wirklichkeit. Ich spreche nicht vom nördlichen Sibirien, vom Tundrengebiet, wo jeder Baumwuchs längst aufgehört hat und nur noch Moose und Flechten kümmerlich gedeihen.

Zwar hatten auch wir wohl gelesen und gehört, der sibirische Frühling sei warm, der Sommer sogar tropisch heiß, aber von dem übermächtigen, geradezu sinnverwirrenden Zauber der „weißen Nächte" wurden wir mit unserer lächerlichen Bücherweisheit völlig überrascht und eingesponnen in ein Entzücken, das mir ewig unvergeßlich bleiben wird.

Ende Mai, ein paar Tage nach dem großen Eisgang, der das schon fast schneefreie Land mit ungeheurem Donnern erfüllt und erzittern läßt, war die Steppe bedeckt mit jungem, leuchtenden Grün. Vom hellblauen Himmel strahlte die Sonne warm und festlich herab. Die Erde duftete herb und verwirrend, an den Birken wehte, fast über Nacht, junges Grün, zart und hell, und dann, nach kaum zwei Wochen, waren Wald und Steppe wie verzaubert.

Den Boden bedeckten, so weit das Auge sah, Pfingstrosen, wie sie bei uns im Garten gezogen werden, in Millionen und Abermillionen von Exemplaren, übersät mit großen, tiefrot leuchtenden Blüten, so daß die Fluren in der Ferne wie ein weicher, roter Teppich gebreitet lagen oder wie ein Märchenmeer aus Grün und Purpur.

Dazwischen und darunter, wo nur ein freies Plätzchen sich zeigte, schimmerte in allen Regenbogenfarben eine kleine lichtselige Welt für sich. Immer wieder aber hob eine kleine, leuchtend gelbe Irisart in ungezählten Mengen ihre wundervollen Blütenkelche zur Sonne und verströmte ihren Honigduft, und dieselbe Iris, nur tiefviolett, besäte den Waldboden und erfüllte die warme Luft der Taiga mit einem sinnverwirrenden, süßen Geruch.

Noch betäubender aber dufteten die Traubenkirschen, über Wald und Feld in dichten Scharen verstreut, die Traubenkirschen, aus deren Früchten der Russe das „Tschorni mucha", das „Schwarze Mehl", herstellt, das mit seinem wundervollen Nußgeschmack den Pasteten und Pigoris als Füllung dient. Hunderttausende von Weißdornbüschen zauberten wieder die Welt in schneeiges Weiß, und ungezählte Heckenrosen blickten mit sanften Augen in den Glanz des strahlend blauen Himmels.

Die Vögel sangen wieder. Auf den Flüssen quarrten die Enten, aus der Taiga klingt das Gurren der Turteltauben, schmettern die Lockrufe der Singdrosseln und Finken, zwitschern die Fliegenschnepper, und zirpen die Kohlmeisen. Und wenn die Nacht kam, diese unvergeßliche, paradiesisch schöne, weiße Nacht, dann begann die sibirische Nachtigall, die beste Sängerin der ganzen Welt, ihr unsagbar seliges Liebeslied. Aus hunderten von kleinen Vogelkehlen klang und klagte es, jubelte und weinte es, die Nacht erfüllend mit der Süßigkeit ihres Vogelglücks, daß man kaum noch zu atmen wagte.

Semjon Pawlowitsch Pjetroff, entsprungener Sträfling und Mädchen für alles, Jmgnill und mir von Tag zu Tag unschätzbarer und unentbehrlicher, hatte mit keinem anderen Werkzeug als unserer guten Axt aus einem Pappelstamm ein Boot gezimmert, wie denn die Russen auch ihre Blockhäuser ohne Hammer und Nagel, nur mit der Axt bauen und so fest fügen, daß der furchtbarste Schneesturm, der Buran, ihnen nichts anzuhaben vermag.

Nun fuhren wir auf die Entenjagd. Es mochte elf Uhr abends sein.

Lautlos trieb das Boot den Kan abwärts. Kein Wort sprachen wir, ganz hingegeben dem Zauber dieser hellen Nacht, durch die uns das Boot trug. Kaum daß am Steuerruder eine gluckende Welle die Stille des lautlos ziehenden, klaren Flusses störte.

Aus den Wäldern drang das selige Jubeln der Nachtigallen und versetzte uns, die die sibirische Winternacht mit allen Schrecken der schauerlich heulenden Wolfsrudel noch im Ohre hatten, in einen Rausch des Entzückens. Vom Ufer wehte warmer Wind herüber und brachte den aufreizend süßen Duft der Traubenkirsche und des Weißdorns mit sich, indes wir still stromab trieben.

Enten schießen? Wir stöberten genug auf aus Weidicht und Schilf und konnten Dutzende von Malen zum Schuß kommen. Wir rührten uns nicht. Als eine Entweihung dieser traumhaft schönen, heiligen Stunde wäre es uns erschienen, und so legten wir still unsere Gewehre fort.

Eine Viertelstunde nach der anderen verging. Schweigend trieb unser Boot dahin. Mochte es treiben. Uns war es, als müßten wir so weiter fahren, tagelang, wochenlang. Hatten wir nicht Zeit? Was tat es, wenn wir morgen hundert Werst vom Lager abgekommen waren? Was versäumten wir, wenn es eine Woche dauerte, bis wir zurückkamen.

Die Taiga blieb zurück, der Baumbestand wurde schütter. Noch eine Stunde und das erste Dörfchen mußte kommen. Weit und hell dehnte sich rechts und links die Steppe.

Weit und hell. Denn es wird nicht dunkel in den „weißen Nächten". Die Sonne, die den Winter über nur

ein paar Stunden lang hernieder leuchtet, sinkt erst gegen elf Uhr und ist schon um zwei Uhr wieder da. Inzwischen läuft Abend- und Morgenrot fast ineinander.

Die Nachtigallen schlugen. Betäubend duftete das Blütenmeer. Lautlos trieb unser Boot.

Da! Was war das? Gesang traf uns, erst unbestimmt, dann immer näher und klarer. Wir fuhren an einem Dorfe vorbei, und die Bewohner, Mann, Weib und Kind waren auf den Feldern bei der Arbeit. Die Tage wurden heiß. Warum nicht also die milden, weißen, hellen Nächte benützen?

Und immer singt der Russe, singt seine unsagbar traurigen, uralten, schönen Weisen, singt sie im Chor und singt sie allein. Wehmütig zitterte ein Lied herüber: „Du mein armer Streifen Ackerland . ." und im Dämmerlicht sahen wir fern die Gestalten der Bauern, indes unser Boot sacht und unbemerkt vorüberglitt.

Lautloses Gleiten, seliges Vergessen der fürchterlichen Monate, die hinter uns lagen. Schweigende Fahrt durch das endlose Land, das ausgebreitet dalag unter dem nun blaßblauen Himmel in frommer, geduldiger Erwartung der Sonne und des jungen Tages.

Gegen drei Uhr, die Sonne war schon aufgegangen, erkannten wir am rechten Ufer das kleine, aus nur sechs Häusern bestehende Dörfchen, aus dem unser erster sibirischer Bär am Tage vor seinem Tode die Ziege geholt hatte. Freudig legten wir an und wurden von dem braven Muschik herzlich aufgenommen. Zwei Tage blieben wir noch und schossen nun wirklich Enten, für uns und die armen Bauern, deren Gäste wir waren.

Dann erst fuhren wir zurück zu unserem Lager.

---

# Die Architektur der Pueblo-Indianer.

Von H. Hesse-Neuyork.

Die älteste Stadt, die in Amerika entdeckt wurde, ist Pueblo Grande im Staate Nevada. Seit undenklichen Zeiten liegen ihre Ruinen im Treibsande der Wüste begraben. Sie stand in Blüte zur Zeit Christi, doch deuten Funde ihr Bestehen noch um tausend Jahre früher an, wie sich auf einer Forschungsreise ergab, die M. R. Harrington vom Museum des Amerikanischen Indianers in Neuyork unternahm.

Harrington entdeckte ein unterirdisches Salzbergwerk aus jener Zeit mit reichen Funden an Steinhacken und -hämmern, hölzernen Stielen, Stricken und Töpfererzeugnissen. Hier in Pueblo Grande entwickelte sich auch vermutlich die Pueblo-Architektur. Der erste Schritt vom auf die Erde gebauten Zelt zum ständigen Hause bestand darin, daß eine Grube zwei oder drei Fuß tief ausgeworfen wurde, worüber man das Zelt erbaute. Später wurde diese runde Grube mit dem etwa drei Fuß hohen Wall unter dem Zelt mit Steinen besetzt, und dies war der Anfang der Steinwand. Später wurden runde Häuser aus Stein oder luftgetrockneten Ziegeln erbaut und mit einem Dach aus Fellen versehen.

„Ein großer Schritt vorwärts wurde getan," — sagt Harrington — „als man entdeckte, daß man beim Bau eines quadratischen Hauses eine Wand für zwei Räume benutzen konnte. Dies war der Ursprung der Pueblo-Idee. Anfangs standen diese primitiven Häuser also halb in und halb über der Erde. Später wurden sie auf den Boden gebaut, und noch später finden wir Häuser mit vielen Räumen, groß genug, um den Patriarchen der Familie, seine Söhne, Enkel und zuweilen Urenkel zu beherbergen. Als diese Häuser sich zu Stammesbehausungen auswuchsen, in denen die Mitglieder einer ganzen Sippe Unterkunft fanden, war der Pueblo gegeben. In den letzten Stadien der in Pueblo Grande gefundenen Gebäude waren die Räume hufeisenartig oder im Halbkreise angeordnet. Diese großen gemeinsamen Häuser waren in Pueblo Grande stets mit der Front nach Süden gerichtet, wahrscheinlich, um Schutz vor dem Nordwinde zu finden. Als die Bevölkerung von Pueblo Grande so weit vorgeschritten war, daß sie in ständigen Häusern wohnte, anstatt ein Nomadenleben zu führen und wilde Tiere zu jagen, war sie gezwungen, Ackerbau zu entwickeln."

In der Tat fand Harrington in den Ruinen der Häuser zu Pueblo Grande verkohlte Körner, Bohnen und Kürbiskerne. Daß die Bewohner von Pueblo Grande Baumwolle zogen, wird durch ein vorgefundenes Kattungewebe bewiesen.

Daß Pueblo Grande wahrscheinlich Jahrtausende lang bewohnt war, bevor es verlassen wurde, ergibt sich aus den langen Zeiträumen, die notwendig waren, um von der primitiven Höhlenbehausung zu Wohnhäusern aus Stein und Ziegeln fortzuschreiten, die eine ganze Sippe beherbergten. Es ergibt sich ferner aus der Tatsache, daß die Häuser der einen Zeitperiode auf den Ruinen der Häuser eines früheren Zeitalters erbaut waren.

Harrington fand bei den Ausgrabungen die letzten Häuser direkt unter der Last des Triebsandes, der die Pfosten der mit Binsen bedeckten Dächer eingedrückt, die Mauern aber vor dem zerstörenden Einfluß des Wetters beschützt hatte. Unter dem Boden dieser Häuser der letzten Periode fanden sich die Mauern eines noch älteren Hauses, die gleichmäßig abgetragen waren, um als Fundament für das neue Haus zu dienen. So lagen die Ruinen verschiedener Zeitalter übereinander, und zwar an manchen Stellen bis zu fünf Schichten.

Harrington grub fünfzig Häuser aus, doch tausende liegen noch im Sande begraben. Er fand sechsundfünfzig Skelette nebst vielen Beerdigungsgegenständen. Manche Skelette waren in feingewebtes, prachtvoll purpurrot, rosa oder blau gefärbtes Tuch eingerollt.

In einem Grabe verriet sich dem Forscher eine rührende Tragödie. Ein Kind von etwa drei Jahren war gestorben, und die Familie hatte ein Loch in den Boden gemacht und es unter dem Fußboden begraben, wie eine Königin in einem Dom. Das Kind war in ein purpurnes Leichentuch eingehüllt, und das Grab war wieder bis zum Fußboden ausgefüllt worden. Auf dem Fußboden aber, direkt über dem Grabe des kleinen Knaben, lag das Skelett eines Hundes, mit dem Kopf dem Knaben zugewendet, — es war der Spielkamerad des Kleinen.

Harrington fand eine Anzahl unterirdischer Kammern, in denen die Männer ihre geheimen Riten pflegten. Kein Weib durfte sich da hineinwagen. In einer solchen „Kiva" fand sich ein Altarstein, der mit Bildern der Götter des Pueblo bemalt war. Fetische aus halbdurchsichtigem Gips waren roh modelliert und stellten Tiere oder Vögel dar. Sie galten als glückbringend auf der Jagd.

Viele Stein-, Muschel- und Türkisperlen wurden gefunden. Die letzteren rühren wahrscheinlich aus einer etwa zwölf Meilen entfernten Grube her, in der dieser Halbedelstein gegraben wurde.



## Bunte Chronik



*** Wenn wir Bienenaugen hätten.** Wenn wir Bienenaugen hätten, würden wir durch eine steinerne Mauer hindurchsehen, schreibt eine englische Zeitschrift. Hast du schon einmal einer Biene ins Auge gesehen? Das ist nicht so leicht, denn eine Biene hat deren fünf, wovon die zwei größten an den Seiten des Kopfes sitzen, während die übrigen drei in einem Dreieck gruppiert sind und zwar mitten auf dem Vorderkopf. Wenn man die Augen einer Biene hat, sagt das englische Blatt, würde man nicht, wie es zuweilen in einem gewissen Zustande bei Männern der Fall ist, die Dinge doppelt sehen, sondern einige tausend Male. Die zwei größten Augen einer Bienenkönigin z. B. haben ungefähr 14 000 kleine Linsen, während die Augen einer gewöhnlichen Biene deren etwa 40 000 haben.

*

*** Vom Gänseblümchen und seinen alten Namen.** Der älteste Name des Gänseblümchens ist die schon im 15. Jahrhundert übliche Bezeichnung „maßlieben", die vielleicht aus dem althochdeutschen „mazzan", d. h. essen, hergeleitet wurde, denn bei den alten Deutschen herrschte der Brauch, am Tage der großen Frühlingsfeiern Gänseblümchen zu verzehren, um das Jahr über bei gutem Appetit zu bleiben. Im 17. Jahrhundert finden wir außer dem Worte Maßliebchen auch Maßblümlein, Madelieben oder auch nur Maßen, später kommen dann noch die Bezeichnungen Osterblümchen, Tausendschönchen, Marienblümlein, sowie, wegen der Anwendung der Blüten in der Heilkunde, auch Gichtkraut und Kleinwundkraut. Das Wort Gänseblümchen ist seit dem 16. Jahrhundert gebräuchlich und soll sich darauf beziehen, daß die Gänse das Blümchen gerne fressen.

## Lustige Rundschau



*** Die schwere Sprache.** Janos: „Verfluchte Sprach, das daitsche! Gibts do Worte, wo alle drei Artikel zusammen vorkommen." — Ein Deutscher: „Nein, lieber Freund, das kommt nicht vor." — Janos: „Werd ich Ihnen Baispül bringen: „Das" „di" „der" Teifel hol!"

*

*** Reinfall.** „Kennen Sie den Unterschied zwischen einem Klavier und einer Klapperschlange?" — „Nein." — „Dann dürfen Sie nie ein Klavier kaufen."

Verantwortlich für die Schriftleitung M. Hepke in Bromberg.
Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.